

Fachjournalismus von den Menschen, mit den Menschen und für die Menschen

Abraham Lincolns berühmter Satz über Demokratie und Politik aus dem Jahr 1863 lässt sich auch auf den Fachjournalismus anwenden. Einer der bedeutendsten Sozialreformer des 20. Jahrhunderts, Saul Alinsky, hat nicht nur die mangelnde Kontrolle der Politik durch die Bürger bemängelt, sondern auch deren Ohnmacht in wissenschaftlichen Fragen. Einer kürzlichen Umfrage in Deutschland zufolge glaube viele Menschen, dass Wissenschaft und Technologie über mehr Macht und Einfluss verfügen als die Bundesregierung und dass die wichtigsten Entscheidungen für unsere Zukunft in den großen Laboratorien dieser Welt gefällt werden. Sie sind moderne Festungen, in denen die Fachleute sich verschanzt haben und eine Sprache pflegen, die sich dem Normalbürger entzieht. Neue Feedback-Kanäle und Plattformen sind nötig, die gewöhnlichen Bürgern Zugang zu Wissenschaftlern und Experten verschaffen, um diese ihre Nöte und Befürchtungen wissen zu lassen. Dieser Beitrag stellt die Theorie und Praxis einer neuen und demokratischeren Kultur fachjournalistischer Kommunikation vor. Diese basiert auf den Prinzipien von Partizipation und Zivilgesellschaft. Im engen Zusammenhang damit werden die Rolle von Laien-Experten definiert, die Vorteile von Laien-Wissen herausgearbeitet, von Nichtfachleuten durchgeführte Forschungen vorgestellt und die vom britischen Biochemiker Ruppert Sheldrake erhobene Forderung diskutiert, ein Prozent aller Forschungsgelder Nichtregierungsorganisationen (NGOs) zur Verfügung zu stellen. „Keine Innovation ohne Repräsentation!“ – lautet so der Schlachtruf künftiger Aktivisten?

Was macht Sie so sicher, dass Sie überhaupt etwas wissen?

Obwohl wir in der so genannten Wissensgesellschaft leben und unter einer immer mächtigeren Informationslawine begraben werden, bemerke ich immer wieder verwundert, wie wenig ich ver-

lässlich weiß. Ein paar Beispiele:

Letzten Sommer wurde Zentraleuropa von verheerenden Überschwemmungen heimgesucht. Allein die Verwüstungen durch die Elbe belaufen sich auf 50 Milliarden Euro. Ähnliche Sintfluten wälzten sich durch Tschechien, Österreich, Vietnam und China. Insgesamt hat die Anzahl der Naturkatastrophen in den letzten Jahren alarmierend zugenommen, und die Meeresspiegel werden möglicherweise so ansteigen, dass sie viele Inseln im Südpazifik überfluten.

Dennoch gibt es viele Fachleute, die einen

Klimawechsel weit von sich weisen - obwohl etliche Alpengletscher im Lauf des letzten Jahrhunderts weitgehend abgeschmolzen sind. „Die Kohlendioxide sind kein Grund zur Besorgnis“, meint Bjoern Lomborg, Direktor des dänischen Umweltinstituts, in seinem Buch „Apocalypse No“.

Sich auf Weltbankstatistiken berufend, versucht er zu beweisen, dass es der Welt nie besser als heute gegangen ist: weniger Hunger, höhere Einkommen, weniger Krankheiten, höhere Lebenserwartung, weniger Umweltverschmutzung. Wenn wir in sauberes Wasser und bessere Gesundheit investieren, werden die Entwicklungsländer bis 2100 den Entwicklungsstand der Industriestaaten erreicht haben, prognostiziert Lomborg.

Zunehmend werden Forschungsergebnisse frisiert, wenn nicht gleich gefälscht, wie zum Beispiel vom deutschen Physiker Jan Hendrik Schön. Über seine Untersuchungen am Bell Laboratorium in den Vereinigten Staaten veröffentlichte er in nur drei Jahren 90 wissenschaftliche Berichte, in denen er beschrieb, wie Moleküle als winzige Transistoren eingesetzt werden können. Eine Sensation – doch keiner hatte seine Angaben überprüft, nicht einmal „Science“ und „Nature“. Schließlich fiel jemand darüber, dass der bereits als Nobelpreisträger gehandelte Schön die Ergebnisse unterschiedlichster Experimente in ein und dieselbe Kurve gegossen hatte. Er wurde gefeuert. Das ist die gute

„Um die vielen wackeligen Annahmen über unsere Existenz zu erhärten, benötigen wir viel mehr Kommunikation untereinander.“

Nachricht, die schlechte, dass viele Experimente, besonders die in der Teilchenphysik von keinem mehr überprüft werden können, weil die hochspezialisierten Hightech-Instrumentarien fehlen.

Ich weiß, dass ich nichts weiß

Sokrates demütiger Ausspruch hat bis in unsere Zeit nichts an Gültigkeit eingebüßt. Wissenschaftliche Wahrheit war schon immer so schmal wie eine Messerschneide. Und überhaupt basiert ja jedes Wissen nur auf Hypothesen, die morgen schon durch überzeugendere über den Haufen geworfen werden können. Als einzige Wahrheit zeichnet sich ab: Um die vielen wackeligen Annahmen über unsere Existenz zu erhärten, benötigen wir viel mehr Kommunikation untereinander, nicht allein zwischen Wissenschaftlern, Politikern und Ökonomen, sondern das Gespräch muss insbesondere diejenigen einschließen, die mit ihren Steuern die Forschung finanzieren und die Nutznießer bzw. Opfer des wissenschaftlichen Fortschritts sind: die Bürger.

Die gewöhnlichen Menschen – salopp „Otto Normalverbraucher“ – bilden in der Zivilgesellschaft mit den Politikern und Wirtschaftsakteuren die drei Pfeiler, auf denen der Staat ruht. Neuere Sozialstudien zeigen, dass Laien mit ihrem Know-how hervorragende Experten sind, die Wissenschaft und Forschung zu neuen Erkenntnissen führen können. Afrikanische Bauern erhielten die Möglichkeit, vergessene traditionelle Anbaumethoden zu recherchieren, und konnten damit ihre Erträge um ein Vielfaches steigern und auf genetisch verändertes Saatgut verzichten. Immer mehr Ärzte räumen ihren Patienten ein Mitspracherecht bei der Behandlung ein, so zum Beispiel bei Bluthochdruck, der entweder durch eine spezielle Diät, mehr Bewegung oder Medikamente bekämpft wird; sogar in der Psychiatrie führt Kooperation und Austausch zu nachhaltigeren Ergebnissen. Der zivilgesellschaftliche Journalismus – „Civil Journalism“ – hat Profis und informierte Laien als sich ergänzende Partner anerkannt und bezieht beide in die Kommunikation ein.

Das ist die Grundlage von „scientific citizenship“, die die Öffentlichkeit als wesentlichen Teilnehmer am Forschungsprozess begreift, mit anderen Worten: Ganz normale Bürger erhalten eine Stimme und damit Macht – ein absolutes Novum in

unserer Entwicklungsgeschichte!

Viele Jahrhunderte lang hat die katholische Kirche die Wissenschaft beherrscht und so geniale Geister wie Galileo mit den Mitteln der Inquisition gezwungen, seiner Entdeckung abzuschwören, dass die Erde sich um die Sonne drehe (wofür sich der Papst erst im Jahr 2000 entschuldigte). Im letzten Jahrhundert wurde die Wissenschaft Beute politischer Ideologien und Diktatoren. In Nazi-Deutschland sicherten führende Forscher und renommierte Institute den Rassismus wissenschaftlich ab und stellten der Euthanasie einen

Persilschein aus. Weil Mendels Lehre im Widerspruch zum Marxismus stand, wurde sie von Stalin kurzerhand verboten – mit katastrophalen Folgen für die sowjetische Landwirtschaft. Nach dem Zweiten

Weltkrieg wurden die Militärs die treibende Kraft von Wissenschaft und Technologie, und seit dem Ende des Kalten Kriegs hat sich die Industrie ihrer bemächtigt. „Geld hat die Neugier als Schrittmacher der Wissenschaft ersetzt“, beklagt Nobelpreisträger Kary Mullis.

Die Folgen davon haben die Autoren Sheldon Rampton und John Stauber eingefangen in ihrem kürzlich erschienenen Buch „Glaub uns, wir sind die Experten! Wie die Industrie die Wissenschaft manipuliert und mit Ihrer Zukunft spielt“. Um 1990 zahlten die US-Zigarettenhersteller dreizehn Wissenschaftlern eine Summe von 156.000 Dollar für die Aussendung von Briefen an einflussreiche Medizinjournalisten. Der Inhalt war von Rechtsanwälten der Tabakindustrie entworfen worden und milderte die schädlichen gesundheitlichen Folgen des Nikotinkonsums ab. Heute schlagen Krebspatienten zurück und haben die Tabakbosse auf Schadenersatz in Milliardenhöhe verklagt.

Die Recherchen der beiden Amerikaner lassen auch die US-Pharmaindustrie in wenig vertrauensvollem Licht erscheinen. Bei vielen Firmen gehört es zur Geschäftspraxis, Untersuchungen zur Verträglichkeit ihrer Pillen selber in Auftrag zu geben – mit dem Ergebnis, dass 98 Prozent der Rückläufe nur Positives über die Medikamente berichten, während bei unabhängigen Studien dieser Anteil auf 76 Prozent sinkt. Und wie glaubhaft sind Fachzeitschriften noch, nachdem der „New England Journal of Medicine“ einräumen musste, dass 19 von 40 Beiträgen über neue Pharmaka von Forschern der Industrie verfasst worden waren?

„Geld hat die Neugier als Schrittmacher der Wissenschaft ersetzt“

So weit die fachliche und moralische Integrität der Expertokratie. All diese Beispiele machen deutlich, dass Forschung immer in Machtssysteme eingebettet ist, die skrupellos versuchen, sich Wissenschaftler untertan zu machen und für eigene Zwecke einzuspannen. Der Ausweg aus dieser Misere: Einbau von mehr Kontrollen und Demokratisieren der Wissenserzeugung. Seit Jahrhunderten hat dieses System wie ein Monopol funktioniert, welches nur den Informationsfluß von oben nach unten gewährt.

Das hat der britische Sozialwissenschaftler Brian Wynne mit dem Begriff „Defizit-Modell“ belegt, weil sich daran orientierende Kommunikatoren davon ausgehen, normale Bürger könnten komplexere Inhalte nicht begreifen. Diese Annahme ist zum einen falsch und beleidigend, zum anderen sozialunverträglich, weil eine solche Einbahnstraßen-Kommunikation das öffentliche Vertrauen aushöhlt. So glauben 63 Prozent der Europäer, dass Wissenschaftler zu viel Macht haben und stufen sie ergo als gefährlich ein. Diese Vorbehalte lassen sich rasch abbauen, sobald man der Kommunikation gestattet, in beide Richtungen zu fließen, also von oben nach unten – und von unten zurück nach oben, dabei alle Ecken und Winkel der Gesellschaft erreichen kann und jedermann zum Empfänger und Sender macht. Ich habe dies das Galileo-Modell getauft, weil es den Bürger wie die Sonne ins Zentrum stellt und die gesellschaftlichen Institutionen als Planeten um ihn herumkreisen lässt (http://www.casa-luz.de/co/galileo_1.htm).

Tatsächlich haben Bürger in den letzten Jahren immer mehr Selbstbewußtsein gewonnen. Sie haben einen breiten Fächer von Nichtregierungsorganisationen (NGOs) ins Leben gerufen, von denen weltweit mehrere Hunderttausend registriert sind. Diese unabhängigen Gruppen sollen auch in der Wissenschaft ihre Muskel spielen lassen, verlangt der britische Biologe Ruppert Sheldrake, und ein Prozent der nationalen Forschungsbudgets verwalten. Denn die meisten unter Ausschluss der Öffentlichkeit finanzierten Projekte dienten nicht dem Allgemeinwohl, kritisiert Sheldrake, und verweist darauf, dass die Schulmedizin nur konventionelle Behandlungen zulasse, obwohl Millionen Menschen von Akupunktur und Heilkräutern profitiert hätten und diese auch viel kostengünstiger seien als die auf dem Vormarsch befindliche Hightech-Medizin.

Aus dem Geist des Galileo-Modells heraus

wurden die Konsensus-Konferenzen geboren, die erstmals 1989 in Dänemark stattfanden. Sie eröffneten einen Dialog zwischen Bürgern und Experten über umstrittene Technologien. In einem Losverfahren werden 14 Bürger für eine Jury ausgewählt, die Experten zu einem speziellen Thema befragt und am Ende auf einer Pressekonferenz ein Urteil abgibt. Zwanzig solcher Hearings zu Themen wie genetisch veränderte Nahrung oder elektronische Überwachung haben in Dänemark bereits stattgefunden. Eine Konsensus-Konferenz über Verkehrsprobleme und Mobilität endete mit einem Bürgervotum für eine Benzinpreis-Verdoppelung. In Deutschland fand im Herbst 2001 die erste Konsensus-Konferenz über Gendiagnostik in Dresden statt – Ergebnis: ein klares Ja, wenn sie der Krankheitsprophylaxe dient, ein striktes Nein für alle Versuche, damit der Stammzellenforschung ein Hintertürchen zu öffnen.

Bei dieser Vielfalt von Graswurzel-Initiativen zur Verbesserung der Kommunikation ist es kein Wunder, dass jetzt auch das Wissenschafts-Establishment die Ohren spitzt. Die Universitäten Berlins öffneten an einem Samstag im Juni 2002 erstmals ihre Türen bis ein Uhr nachts, um ihre Arbeit transparent zu machen und „die Menschen auf unsere Seite zu ziehen“, erklärte der Rektor. 80 000 Besucher stürzten sich ins wissenschaftliche „Saturday night fever“ und experimentierten mit Lasern oder machten virtuelle Reisen zum Erdmittelpunkt.

Diese neue Wissenskultur hat auch die Museen erreicht und zur Verbreitung von Science Centern geführt. Deutschlands modernstes ist das „Universum“ in Bremen. Es hat die Form eines Wals oder Raumschiffs und nimmt seine Besucher auf eine Entdeckungstour rund um die Erde, den Kosmos und den Körper. Das Motto: durch Spielen spannendes neues Wissen erwerben. Wussten Sie, dass Ihr Gehirn so viele Zellen besitzt wie der amazonische Regenwald Bäume hat und dass Ihre Gehirnzellen so viele Verbindungen miteinander haben wie es Blätter an diesen Urwaldbäumen gibt?

Die Versuche im Bremer „Universum“ schärfen alle Sinne und machen das Erfahrene unvergesslich. Das Erfolgsrezept könnte vom chinesischen Philosophen Konfuzius stammen: „Sag es, und ich habe es sofort wieder vergessen; führ es vor, und ich werde mich daran erinnern; lass mich daran teilnehmen, und ich werde es verstehen.“

Fachjournalisten

Fachjournalisten müssen viel mehr als fachlich versiert sein. Sie sind Pfadfinder, die ihre Klienten zu den Wundern des Lebens führen. In diesem Sinne bringt die Wissenszeitschrift P.M. ihren Lesern die Wissenschaft als ein Abenteuer näher. Dazu gehört auch, die menschlichen und emotionalen Aspekte der Forschung zu entblößen und Kompliziertes in einfache Bilder zu kleiden.

Traditionelle Wissenschaftsmagazine leisten natürlich weiterhin einen entscheidenden Beitrag zur Verbreitung neuester Forschungsergebnisse.

Ein innovativer Spross auf diesem Feld ist der Online-Titel „SciDev“, der aus „Science“ und „Nature“ Themen auswählt, die für die Entwicklung der Dritten Welt bedeutsam sind und diese unentgeltlich ins Netz stellt. Im letzten September wurde er erweitert um die regionale Ausgabe „SciDev.Net/Africa“, die sich nur auf den Schwarzen Kontinent beschränkt. „Nur die Kommunikation über Wissenschaft und Technologie und die öffentliche Debatte darüber werden unseren Planeten fit für eine nachhaltige Zukunft machen“, schrieb SciDev-Direktor David Dickson darin über den Johannesburger Erdgipfel im August 2002.

Vor uns liegen viele Herausforderungen

Francis Fukuyama, Autor des Bestsellers „Das Ende der Geschichte“, hat seine Prophezeiung revidiert. „Wir stehen am Anfang einer Revolution“ erklärt er und verweist auf die immer realer werdende Möglichkeit, Menschen genetisch nach Belieben zu verändern. Die Biotechnologie könnte uns den Verlust unserer Menschlichkeit bescheren,

„Fachjournalisten müssen viel mehr als fachlich versiert sein.“

fürchtet Fukuyama in seinem neuen Buch „Das Ende der Menschheit“.

Sergio Prenafeta Jenkin von der Universität Santiago in Chile entdeckt in seinem jüngsten Buch „Theorie und Praxis des Wissenschaftsjournalismus“ eine explosive Mischung aus einerseits der rapide zunehmenden Macht der Wissenschaft und andererseits dem proportional dazu anschwellenden wissenschaftlichen Analphabetismus. Zur Überbrückung dieser Schlucht müssen wir die Wissenschaft auf die Straße bringen, Wissen demokratisieren und jedem zugänglich machen, fordert der Südamerikaner.

Diesem Ziel ist die Dritte Weltkonferenz der Wissenschaftsjournalisten Ende letzten Jahres in Brasilien ein Stück näher gekommen. Sie endete mit der Gründung eines Weltverbands der Wissenschaftsjournalisten (WFSJ), der sich dafür einsetzen wird, „die Welt der Wissenschaft und Technologie mit dem Alltag gewöhnlicher Menschen zu verbinden“, so die Verfassung (<http://internationalsciencewriters.org/adoptedwfsjcons.htm>). Der Verband will eine neue Kultur des Wissenschafts- und Fachjournalismus fördern, die auf den Prinzipien von Zivilgesellschaft und Demokratie fusst. „Nur gut informierte und gebildete Menschen können die Folgen wissenschaftlicher Fragestellungen sowie deren Anwendung verstehen und diese letztlich unterstützen oder zurückweisen.“

Wolfgang C. Goede ist Politikwissenschaftler, Wissenschaftsredakteur bei der Wissenszeitschrift P.M. und Mitbegründer des Weltverbands der Wissenschaftsjournalisten.

Redaktions-Consulting

Kölner Sportpublizisten gehen neue Wege

Ausgangssituation - Der Lokalsport in der Tageszeitung

Wohl kaum ein Ressort bzw. eine Rubrik spaltet die Lesergemeinde einer lokalen bzw. regionalen Tageszeitung so stark wie der Lokalsport, der in vielen Redaktionen auch als Heimatsport bezeichnet wird. Das mag zum einen daran liegen,

dass schon der so genannte Hauptsport – also das nationale und internationale Sportgeschehen, das meistens dem Lokalsport in der Seitenabfolge vorangestellt ist – zu einer divergenten Akzeptanz innerhalb der Leserschaft führt. Doch damit lässt sich die häufig besonders geringe Akzeptanz des Lokalsports nicht allein erklären. Lokalsport – also die Seiten der Lokalpresse, die meistens